

Die Zeit.

Herausgeber:

Professor Dr. J. Singer,
Hermann Bahr und Dr. Heinrich Kanner.

Inhalt:

Kindertubenpolitik. Von K.
Clericalismus, Jesuitismus und Dreyfus-Affaire. Von
Polleg.
Föderalistische Bestrebungen der Deutsch-Oesterreicher am Aus-
gange des Jahres 1848. Von Dr. Maximilian Bach.
Die sociale Frage im alten Israel und das Gottereich
Jesajas. Von Prof. Dr. Georg Adler.
Die Hausfrage in der bildenden Kunst. Von Dr. Alexander
Eille.

Erleben. Von Lou Andreas-Salomé.
Meine Zeitgedichte. Von Hermann Kollett.
Hermann Kollett. Von Dr. J. Ehen.
Die Woche.
Bücher.
Revue der Revuen.
Remini. Von Mons Lie.

Nachdruck nur mit Angabe der Quelle „Die Zeit“ gestattet.

Erscheint jeden Samstag.

Preis vierteljährlich 3 fl. = 5 Mark, die einzelne Nummer 30 Kreuzer = 50 Pfennige.

Redaction und Administration:

Wien, IX³, Günthergasse Nr. 1.

Leipzig in Commission bei Otto Maier vorm. Rud. Siegler.

Berlin, in Commission bei der L. Trautwein'schen Buchhandlung, W. Leipzigerstraße 8.

Vertretung für Nordamerika, Gustav E. Stechert, New-York 9. East 16 Street.

Telephon 6415. — Check-Konto 833.029.

Abonnements werden in Oesterreich von allen Buchhandlungen, Zeitungsverschleißern und unserer Administration;
in Deutschland, der Schweiz und dem übrigen Auslande außerdem auch von den Postämtern angenommen.

Unversteuerte Zeitungs-Reclamationen sind in Oesterreich-Ungarn portofrei.

„Die Zeit“ ist eingetragen in der österreichischen Zeitungs-Preisliste unter Nr. 3860, in der Zeitungs-Preisliste des Deutschen Reiches unter Nr. 7771.

wog der Einfluß der Volksbücher, dort der des Puppenspiels, an einer anderen Stelle die anekdotenähnliche populäre Faustgeschichte. Während der protestantische Faust des Nordens Schweres vom protestantischen Teufel litt, wurde der hiesige katholische Faust selbst der Heilige des katholischen Teufels, der ihm die Veranlassungen schaffen mußte, auf der Donau Regal zu schieben, und selbst dazu gezwungen ward, für ihn ein Crucifix zu malen. Der schwarzhaarige ältere Mann im schwarzen Talar mit schwarzer Kappe beherrschte allenthalben da die Volksanschauung, wo das Volkshauplitz, sei es nun mit lebendigen oder mit toten Marionetten, der Hauptträger der Faustsage war. In Frankreich behauptete eine rein geistliche Figur, die man fast als eine mündliche Bezeichnung könnte, das Feld, während der Nordwesten Deutschlands wiederholt von Holland aus Einwirkungen empfing, welche seine Faustgestalt bestimmen halfen.

Bei den kleinen Titelvignetten, welche eine Ausgabenreihe des ältesten Faustbuches kennzeichnen, kann man noch kaum von einem Fausttypus reden. Ein Standestypus ist ohne Zweifel vorhanden, aber derselbe hat noch keine Individualität, ist noch keine Persönlichkeit. Aber auch er schwankt noch etwas, und zwar zwischen dem bärtigen Gelehrten in streng akademischem Kostüm, und dem Weltmann oder Abenteuerer, der, in spanische Pluderhosen und Badenstrümpfe gekleidet, mit spitze geschnittenem Kinnbart und langem Schnurrbart begabt, eher auf die Jagd nach Abwechslung auszugehen scheint als auf die Jagd nach Erkenntnis. Erst Christoph van Sighem gibt ihm 1667 ein ernstes Gesicht, das selbst dem Ewigigen trotzt. Wie er ihn unter die Ersteren stellt, so hebt er auch in ihm das Klüßne, Hartverbissene hervor. Das Gesicht ist unterdrückt, nur der eiserne Wille herrscht, und dieser Wille ist in jäндiger Verstockung just auf das Beste gerichtet. Wie fremd dieser Fausttypus der Zeit erscheinen mochte, kann man schon daraus ersehen, daß Sighems feingehacktes Bild niemals abgebildet worden ist. Es war die singuläre Idee eines Zeichners, den der Regiertypus genannt worden hatte, nicht der Ausdruck einer Zeitauffassung des berüchtigten Schwarzkünstlers.

Ein hochwürdiges Männchen, eine dünne Persönlichkeit mit kleinem, grauem Bärtchen, so hatte Widmans Faustbuch von 1599 den Doctor einst geschildert. Und wie hätte der Sünder, der aus seiner Bosheit sich mit dem Bösen vertritt, ein anderes Aeußeres verdient? Aber kein Maler, kein Zeichner hatte ihn je so dargestellt. So mußte sich denn die Volkspantastie helfen und Bilder oder Skizzen, die sich einem Mann zeigten, auf den Faustnamen taufen. Mitten in das siebzehnte Jahrhundert hinein fällt das Schaffen Rembrandts van Rijn, in dessen Leben sich Licht und Schatten reicher mischen als in den meisten Künstlerleben. Seine Gestalt hat bei all ihrer Reife doch etwas ausgeprochen Düsteres. Es ist so recht eine Gestalt, die Phantastie dieser Zeit mit ihrem jauchenden Daseinstaumel und ihren düsteren Bewußtseinsreden anzuregen. Es wäre schließlich kein Wunder gewesen, wenn er sich zuletzt dem Teufel übergeben hätte. Aber Rembrandt muß sich zu dem deutschen Schwarzkünstler nicht sonderlich hingezogen gefühlt haben. Sonst hätte er ihn wohl mit irgend welcher Skizze verewigt. Die Nachwelt hat diese Lücke in seinem Schaffen ausgefüllt, und drei verschiedene Werke von ihm mit Fausts Namen besetzt. Das eine verdankt diese Ehre nur seiner Staffage. Ein wohlbeleibter orientalischer Magier erblickt eine gute Zaubereinschneidung im Fenster, wo Lichtstrahlen Jesus Nazarens Rex Judaeorum und das Agra Tetragrammaton Adonai ins Auge fallen. Diese Radierung nannte der Kunsthandel des achtzehnten Jahrhunderts „Faust in seinem Laboratorium“, und der Kupferstecher Lips hat sie noch für Goethes Fragment Faust 1790 als Titelkupfer benutzt. Das andere Bild ist nur eine Skizze Rembrandts, die sein Schüler Niet ausgeführt hat. Sie entspricht ganz der Beschreibung Widmans. Ein rundliches Köpfchen sitzt tief zwischen abfallenden Schultern, ein spärliches Bärtchen nimmt diesem armen Alten jeden Rest eines männlichen Eindruckes. Wenig verjüngt wurde dieses Blatt noch im siebzehnten Jahrhundert von François Langlois en contrepasie gestochen und, durch einen zweiten Stich abermals verjüngt, dem 1725 zum Jubiläum der Kellerinschrift in Auerbachs Keller ausgegebenen vierten deutschen Volksbuch von Faust angehängt. Hier ist aus dem Nüchternen Greise, wohl halb wider Willen des Stickers, ein feister Schmerbauch von Dreißig geworden. Aber mit diesem Bilde stieß man beim Publikum augenscheinlich auf Widerspruch. So sollte der Dr. Faust aussehen, den man vom Puppenpiel her als würdigen Greis im schwarzen Talar kannte? Kimmernoch! Dieser Faust war nicht der echte. So ersetzten denn die Nachdrücke dieses Buches diesen Pseudofaust sofort durch den „echten“, einen greisen Dugendgelehrten mit pedantischen Zügen. Sein Haar ist ebenso sorgfältig gebürstet, wie die Schüßler seines Geistes in Ordnung gehalten werden. Ein akademischer Mantel, eine gefaltete Halskrause und ein Buch im Arm dienen dazu, die Persönlichkeit zu vervollständigen. Aber auf seinen bebenden Lippen scheint eher eine Genuesregel als ein Zauberspruch zu schweben. Dies ist das einzige Faustbild, dem man im achtzehnten Jahrhundert eine weite Verbreitung zuschreiben kann. Gestützt durch die Gestalt Fausts auf der Puppen-

bühne, mußte es sich nothwendigerweise leichter halten als ein anderes, das mit dieser Gestalt in Widerspruch stand. So geht es denn durch all die Ausgaben des vierten Faustbuches, mehrfach neu in Holz geschnitten, aber in seinen wesentlichen Zügen unverändert.

Wenn Goethe je ein Faustvolksbuch sah oder kaufte, dann war es dieses. Wenn er je einer Faustkomödienaufführung beiwohnte, dann war es eine, in der ihm die gleiche Faustgestalt entgegentrat. Die frühesten Erwähnungen Fausts bei Goethe zeigen uns denn auch, daß dies so ungefähr die Gestalt war, in der Faust seinem Geiste vorzuschwebte. Auf Grund dieser Persönlichkeit entwarf Goethe ursprünglich seinen Faust. Dieser alte Faust war ursprünglich der Seine. Aber er blieb es nicht. In Goethes schönste Jugendzeit fällt die Zeit, die wir die Sturm- und Drangzeit zu nennen gewohnt sind. Ein paar junge Dichter wollen alle politischen, sozialen und intellektuellen Fesseln sprengen, alle Culturfesseln forschlenderen. Sie finden eine Personifizierung dieser Idee in der Sagenfigur des Doctor Faust und bemächtigen sich seiner im Sturmesflug. Aber ein Greis kann ihnen nicht als Heroide ihrer Wünsche dienen. So verjüngen sie ihn. Klinger macht ihn zu einem Manne, den die Natur wie einen ihrer Günstlinge behandelt hat, dem sie einen schönen festen Körper und eine bedeutende, edle Gesichtsbildung verliehen, und dazu strebende, stolze Kraft des Geistes, hohes, feuriges Gefühl des Herzens und eine glühende Einbildungskraft. Der verdammte Sünder des sechzehnten Jahrhunderts hat sich in einen Heroen der Menschheit verwandelt. Es schaut wie eine Satire auf diese Beschreibung aus, wenn die Titelvignette der ersten Auflage dieses Buches seinen Helden als Greis zeigt, ganz wie das Titelbild von Goethes Fragment Faust. Aber unmittelbar darauf wird der Faustgreis, den der Zeitgeist längst verjüngt hatte, auf den Wunderhaufen geworfen. Die zweite Auflage von Klingers Faust zeigt uns bereits Faust als Jüngling, und ihm folgen Sodens Faust und all die anderen unmittelbar nach in der Verjüngung.

Und Goethe? Sein Faust war ursprünglich ein alter Faust gewesen, und als der Zeitgeist ihn verjüngt hatte, da hatte derselbe seine Arbeit an dem Drama zum Stöcken gebracht. Er schwankte hin und her. Erst die italienische Reise brachte ihm endgiltige Erkenntnis des Zwiespalt und damit den Entschluß zur thatkräftigen Abhilfe. In der Villa Borghese führte er seinen Helden in die Hegenküche, und während ihm ein Kinderzähneim seiner Jugend das Hergeneinnaleins eingab und ein magisches Versgespräch eines Frankfurter Zauberbuches, das auf Abraham a Santa Clara zurückgeht, ihm für die Verse der Thiere der Melodie ausgab, setzte er seinem Faust den Zauberbecher mit dem Verjüngungstrank an die Lippen und machte ihn damit heimlich in der Welt der Jugend, so daß er heimlich nachts, während die Mutter schlief, zu seinem Gretchen schleichen konnte.

Erleben.

Von Lou Andreas Salomé (Schwarzgondorf).

Das bekannte Goethe'sche Wort, daß nichts schwerer sei zu ertragen, als eine Reihe von schönen Tagen, wird meistens nur von denen angewendet, die, ursprünglich nach Schopenhauers Vorbild, die Negativität alles Glücksempfindens betonen. Wo die Reihe der bösen Tage schon zu lange her ist, heben die schönen sich nicht mehr von ihnen ab, und wo Schmerz und Sehnsucht dem Glück nicht mehr zur dunkeln Folie dienen, erlischt es, wenn es noch so leuchtend war. Die Wahrheit des Goethe'schen Wortes hätten wir aus diesem Grunde auch noch in einem Himmel zu fürchten, der in unendlicher Länge weilt, uns zuletzt immer nur noch uns selbst — das will heißen, lauter und völlig homogenes, Symptomisches, uns breit und willig Entgegenkommendes darbrächte, um Fremdes wie Schmerzliches dafür auszuschießen. Dies alles ist sicherlich richtig, und doch wäre es eine tiefe Lebensenttäuschung, allein auf solche Lehre angewiesen zu sein; denn obgleich wir vorderhand keinen Himmel auf Erden zu befürchten brauchen, und obgleich unser bischen menschliche Glücksnahrung genügend mit Bitternissen abzuwecheln pflegt, um uns immer wieder schmachtend und begehrenswert zu werden, so bleibe doch das Ende vom Liede einfach eine gute Manier, sich durchs Leben hindurchzuarbeiten zu lassen, immer neu auf einen vorgehaltenen Körper anzubeißen, und das noch oben-dreih, trotzdem man recht gut weiß, daß er uns dem Schmerz in die Falle lockt.

In Wirklichkeit sind jedoch Schmerz und Glück im Leben nicht nur in solcher, einander negierender Weise, sondern uns höchst positiven Gründen in Wechselwirkung miteinander und geheime Verbündete. Man kann sich ein Bild davon machen, sowohl indem man das Leben in seiner primitivsten, als auch indem man es in seiner höchsten Wesensbedeutung betrachtet. Der Definition seiner primitivsten Wirkungen nach heißt „Leben“, „Lebendiges“, im Unterschied vom Leblosen, bekanntlich so viel wie: Reizbarkeit, Sensibilität („irritability“), im Sinne einer Kraft-Reaktion auf Reize von außen. Es ist wunderbar, wie sehr der Sprachgebrauch innerhalb der psychischen Entwicklung des Menschen dieses grundlegende Lebensverhalten

in die weitgehendsten Gegensätze auseinandergerückt hat. Wir verstehen jetzt unter einem sehr sensiblen Wesen ein solches von passiver Beeinflussbarkeit, von einer Empfänglichkeit und Empfindlichkeit, deren höchster Grad zur Selbstauflösung führen würde. Umgekehrt meinen wir von einem kräftig reagierenden Wesen, es sei ein solches, das sich zu wehren, zu behaupten, abzuschließen wisse, und letzten Endes eventuell der Gefahr unterliege, ohne Zutun von außen in sich selbst zu verknöchern, zu verengen, zu erstarren. Während wir derartig verschiedene Lebensstypen zu classificieren suchen, vergessen wir leicht, daß die beiden Grundworte, mit denen wir sie bezeichnen, im Kern daselbe bedeuten können und bei ganz einfachen Gebilden auch noch bedeuten. Sensibilität ist nur möglich, weil irgend ein Reiz auf etwas ganz Eigenartiges, sich selbst Behauptendes, einwirkt, und ergibt eben daraus den Eindruck von Leben; ebenso ist andererseits in der kraftvollsten Reaction der Kernpunkt die Verwundbarkeit, Empfindlichkeit, aus deren Zusammenstoß mit dem Angriff von außen energisches Leben entsteht. Ueberall, wo wir Leben finden, befindet sich auch dieser Punkt darin verborgen, auf dem beides, ungeschaltet aller Verschiedenheit der Einzelgestaltungen, untrennbar ineinanderfließt: das sensible Verletztwerden, Erregtwerden, nebst dem Durchsetzen, Raumgewinnen des Eigenen. In den höchsten Schöpfungen des uns bekannten Lebens, in den geistesgeschöpferischen Vorgängen, wird es auch wieder besonders deutlich; die Kraft eines Künstlers, seine Gewalt über die Dinge, die herhalten müssen, damit er sich in seinen Neuschöpfungen entlasten könne an ihnen, das ist nichts anderes als zugleich die unendliche Sensibilität, mit der die empfangenen Reize in ihn eingedrungen sind, ihn tief erschüttert und sich ihm vermaßt haben. Wo das geschehen ist, ist das Werk schon concipiert und muß nur noch ausgetragen werden. Wenn es einmal anders erscheint, so liegt wieder nur das Missverständnis des üblichen Sprachgebrauchs vor: wir meinen zum Beispiel von einem künstlerisch veranlagten, jedoch unproductiven Geist leicht, es beruhe auf seiner zu großen, und daher gleichsam durch ihre eigene Wucht passiv-receptiv gemachten, Empfänglichkeit, daß sie ihn zu keinem Selbstschaffen erstarken lasse -- aber statt dessen ist diejenige Macht und Tiefe der künstlerisch reagierenden Seele, die von ihr in Schwingung versetzt wird. Eben dieses Gethelkte, Schwächere seiner Sensibilität läßt dem derartig afficierten Geist gewissermaßen ein Theilchen seiner selbst übrig, mit Hilfe dessen er viel bewußter zu leiden und zu genießen vermag, wodurch der Eindruck seiner Empfänglichkeit sich für ihn selbst außerordentlich verstärkt, gerade als ob sein Selenleben von Spiegeln umstellt wäre, die alles noch einmal in sich auffangen. Der schaffende Mensch ist in solchen Augenblicken viel zu total in seinem passiv-activen Zustand ertrunken, um von sich als einem Leidenden oder Genießenden, Hingewissenen oder Vergewaltigten, viel Notiz nehmen zu können. In der gewaltigen Spannung der Kräfte wird zuletzt Schmerz nicht mehr als Schmerz bewußt, so wie im Aufruhr des hitzigsten Kampfes erlittene Wunden und Blutverluste erst hinterher sich dem Empfinden aufdrängen; und Glück wird nicht mehr als Glück genossen, weil die Ruhe des Behagens und der auf Genuß gerichteten Aufmerksamkeit dazu fehlt, denn aller Genuß läßt sich nur eine gar kleine Strecke weit wissenschaftlich goutieren, mit Bewußtsein in seiner Sittigkeit schmecken -- dann, wenn er wächst, und unsere ganze Nerventhätigkeit in ihm vibriert, unterscheidet man es nicht mehr, ob es in uns lacht oder weint. Darin liegt bereits aufgeschlossen, wohin „Leben“ will, wohin es sich streckt: über den einzelnen Lebendigen hinaus, jedoch durch ihn selber, durch seine eigene höchste Erlebung -- dadurch, daß seine sensible Berührung mit dem, was auf ihn wirkt, zugleich seine Schöpferkraft entbindet.

In seinen geistesgeschöpferischen Zuständen bedeutet das Leben immer wieder eine unzerreißliche Einheit aller dieser Sensationen, die sich sonst, für unser getheiltes Erleben und Betrachten, in lauter Gegensätze spalten. Es wird wieder keine Selbstherrlichkeit, die nur von Steigerung oder Abschwächung etwas weiß und keinen anderen Zweck hat, als sich fruchtbar zu entladen. Sehen wir genauer zu, so ist es ein Merkmal aller unserer vorwiegend mittelmäßigen Zustände, daß wir nur diejenigen Dinge ertragen, die zweckvoll, im weitesten Sinne nützlich sind, und daß wir sogar Gemüthe, trotzdem wir diese um ihrer selbst willen zu lieben scheinen, auf die Dauer doch auch nur dadurch erträglich finden. An den Zwecken außer uns, wie sehr sie uns auch bedrängen mögen, steigen wir uns, soweit es eben möglich ist; daher vermag kein Glück allein, d. h. keinerlei erreichte Schicksalsgunst, die Verzeihung am Leben wirklich aufzuhalten, sondern nur der Sieg vermag das: eine zweckvolle Kraftbethätigung am Dasein. Es weist sich immer rasch als ein Furchthum aus, wenn wir unsern Egoismus zu eng, zu punktuell gefaßt haben, um ihn in seinen mittelmäßigen Dispositionen einfach zu sättigen, mit Glück zu stopfen, während sich dagegen etwas Mächtiges in uns auflehnt, nämlich das Verlangen, lieber noch dienend, sich einordnend, verbraucht zu werden, als auf volle Ausdehnung unserer weitgehendsten, sensibelsten Kraftsteigerung zu verzichten. Denn allein durch sie kommen wir der Möglichkeit ver-

hältnismäßig noch am nächsten, die allerdings nur in den höchsten Zuständen vollkommen, ohne allen Verzicht, ohne alles Auseinanderklaffen von Zweck und Bethätigung, sich verwirklicht: nämlich uns lediglich durch uns selbst zugleich über uns selbst hinauszutreten in einem schöpferischen Selenvorgang.

Vollkommen ist in der That nur da das Zweckvolle ins Schöpferische aufgehoben, und deshalb nichts mehr darüber, nichts mehr daneben -- vollkommen ist nur da Leid wie Glück, Handeln wie Erdulden, stogender Egoismus wie äußerste Selbsthingabe schlechthin Eins geworden im selben Erleben. Aber es ist bemerkenswerth, daß sich dieser Zustand der Seele nicht nur innerhalb des Geistesproductiven, sondern auch des praktischen Erlebens auf allen Höhepunkten desselben vorfindet. Wo wir ganz und gar „leben“, das heißt mit unserer sensibelsten Persönlichkeit, unserer empfänglichsten Veranlagung uns draugeben, und mit dem Einsatz unseres gesammten, concentrirten Selbst reagieren, da geht uns auch praktisch von solchem Punkt aus das ganze Leben einheitlich auf: da hört es auf, ein Feszen zu sein, den wir in die Hand bekommen, und wird unsere Lebensschöpfung, analog dem Werte, das der Künstler schafft. Und gleich ihm verhalten wir uns in solchem Erleben auch nicht mehr gierig den Glückseventualitäten, noch furchtlos den Schmerzseventualitäten gegenüber, die dabei mit unterlaufen müssen: gleich ihm sind wir nur dem einen Drang folgjam: unser Werk zur Reife anzutragen -- willige, hingebende Geschöpfe an demselben, Geschöpfe, die Ehrfurcht haben vor dem, was sie thun, und dennoch Herren über das Leben, wie niemals sonst. Man könnte annehmen, daß ein jedes Wesen, indem es sich einfach egoistisch vorwärts entwickelt, endlich eben dahin gelangen müßte, weil seine Lebensfülle selbst dahin zielt, daß sein Egoismus sich sozusagen derartig in sich überschlägt -- um dies nicht zu thun, muß er sich mit lauter Feigheiten und Sattheiten unterwegs in Einzelbezirke seiner selbst abthelken und sich in kleiner Eignisamkeit gütlich thun. Darin ist es auch ganz charakteristisch, daß alle principielle Verherrlichungen des Egoismus doch letzten Endes immer den schöpferischen Egoisten im Auge haben, den Menschen mit reichen, schöpferischen Absichten, in denen gewissermaßen das ganze Leben Raum hat mit allen seinen tiefsten inneren Vorgängen. Andernfalls erchiene der Egoist eben nicht bloß gemein, vielmehr vor allem lächerlich, infolge der kraftlosen Unproportioniertheit eines sich aufblähenden Würmleins, das unjovist so thut, als trage es ein Ungeheuer in sich. Das Leben ganz einheimen, bedeutet schon, über Glückszugner wie über Wehleidigkeit siegen können, sich nicht verfangen gegen den Contact mit dem, was unsere Sensibilität am stärksten trifft und aufstört, sondern im Gegentheil voll Anbrunst den Punkt des Zusammenschlusses suchen, von dem aus das Leben ganz in uns einzieht, und wir ganz ins Leben. Wer vorerst danach fragt, wie es sich dort weit leben lassen, erreicht ihn gar nicht erst, und hat sich schon beschränkt; die letzten Bewegungen der Seele, die sich immer weiter gestreckt, sind nicht mehr fragend und bewußt auf sich selber gerichtet, sie sind große, ganz stille Heberden dem Leben gegenüber, an denen nichts Selbstliches im üblichen Sinn mehr zu haften vermag.

Wie sehr muß von allem Anfang an das Leben der menschlichen Wesen intensiv veranlagt, wie muß es zu allen schöpferischen Großthaten gleichsam vorausgeboren gewesen sein, bereits als der Mensch mit noch unentwickelten Kräften sich vom Fremden und Schrecklichen unverstandener Welten umgeben fand, und als er vielen stärkeren Geschöpfen ringsum verhältnismäßig zart und bedürftig gegenüberstand. Man sagt wohl mit Recht, daß er die helfenden Götter nicht umsonst für solchen Kampf und Sieg für nöthig erachtete mochte. Indessen, was sind denn diese Gottheiten im tiefsten Grunde, die seine Phantasie ins Leben hinein erschuf, um das Leben zu bewältigen? Man ist, seit Feuerbachs Zeiten, allzu geneigt, ihrer psychologischen Bedeutung nach in ihnen gewissermaßen nur lauter Wunschgotter zu sehen, die alle Noth fortzuleugnen, alles Glück sichern und die Trübsal des Daseins corrigieren sollten. Aber sie sind doch noch etwas Bedeutungsvolleres: sie sind nämlich ein Mittel, eine Möglichkeit für den Menschen gewesen, den ihm eigenen, ihm vertrauten kleinen Lebensumkreis mit demjenigen zusammenzuschließen, was jenseits desselben, im fremden, schrecklichen Unbekannten lag. Der Gott gestaltete sich nicht nur aus dem Vater des Stammes, aus dem Cultus des Stammes, also aus dem intim Berechnen heraus, vielmehr wies er immer zugleich Züge der bedrohenden Außenmächte, die man fürchtete und gegen die er helfen sollte, auf: wenn der Totemismus für alle Religionen ursprünglich gilt, war der Gott vielleicht zu allererst eine wilde Bestie und erkand aus den Kämpfen mit den wilden Bestien. Wie dem aber auch sei: zum „Gott“ wird der Stammesvater erst im eigentlichen Sinn, wenn er eine Synthese darstellt der gefürchteten Mächte und der eigenen vertrauten Lebensmacht, während, so lange diese Weiden sich total fremd gegenüberstehen, keine Wechselwirkung durch einen „Gott“ zwischen ihnen möglich ist. So nahmen die Götter dem Menschen von vornherein nicht nur ein wenig Noth oder Angst von den Schultern, sondern lehrten ihn sich mancher Angst und Noth getroßt nähern -- zu ihr „Ja“ sagen, sie

acceptieren. Sie befrachten ihn nicht nur in Ansehungsbedürfnis und Unselbstständigkeit, sondern auch im waghenden Muth und Vorwärtsdrängen: mit seinem Gott schuf der Mensch sich die Waffe, mit der er Breche schoß in das große Unbekannte, dem erst in geringern und dann immer weiteren Gebieten verlegte er nimmer den Willen und die Füge Gottes in das Schicksal, das ihm entgegentrat, ja zuletzt auch noch in das, welches ihn überwältigte. Das Ende dieser Entwicklung, in der That ein Ende, das nicht überboten werden konnte, wird schließlich in der christlichen Väterlichkeit Gottes erreicht, aus deren Hand dem Kinde Gottes alles, Leid wie Lust, zulieft, und das daher alles, Leid wie Lust, mit gleicher religiöser Jubruust empfangen kann: das höchste Gebet, zu dem die Religion es gebracht hat, ist denn auch der klassische Typus des zugleich muthigen und kindlichen Gebetes, es lautet nicht: „Dieser Reich wird jedenfalls an mir vorübergehen, denn dafür bist du ja eben Gott!“ — es sammelt sich vielmehr andächtig zu der überbeweglichen Erkenntnis, daß, wenn der Reich nicht vorübergeht, er ein Reich gerecht von Gottes eigener Hand sei.

Den Optimismus der Religion dem gottdurchleuchteten Leben gegenüber kann man fortzeichnen: jedoch daselbe, was der Glaube durch eine phantastische Interpretation der Lebensthatigkeiten bewirkt hat, machen wir in sich selber in eigenthümlicher Weise wahr in den Augenblicken unseres stärksten und hingebendsten inneren Erlebens. Ueberall, wo auch wir zu Leid wie Lust unbesehen „Ja“ sagen, wo wir in unserem Verhalten zum Leben einen tiefsten Grund für solches Ja sagen gefunden haben, wo wir uns ganz drangeben, um mit dem Leben schaffend ganz zu verschmelzen, da ist es jedesmal auch für uns gleichsam des Gottes voll und eine christlich empfundene Sache. Denn da sehen wir einerseits von hundert Wünschen, Ängsten, Lappalien, nach denen wir sonst wohl urtheilen, einfach ab, und legen andererseits fortwährend von unserem eigenen Kostbarsten in das Dasein hinein, bis jene ergreifende Harmonie entsteht, die der unbetheiligte Beobachter faktisch an den Einzelercheinungen als solchen nirgends entdecken könnte. Es ist schlechthin unmöglich, diese Ergänzungen am Leben nicht seelisch vorzunehmen, sobald man sich ihm völlig eint, denn dann thut man es immer bis zur Andacht heran. Religiöses Weihegefühl, Andacht, fromme Stimmung sind lange nicht so sehr eine ganz besondere Art des Erlebens für sich, als vielmehr letzte Accente, Pointen auf jedem Erleben, wenn es nur weit genug dafür geht. Der Name Gottes hat damit allerdings nichts zu thun, weil es ja auch dann noch lediglich menschlich-irdische Züge trägt, die Züge geliebter Menschen, theurer Gedanken, fruchtbarer Werke oder Gindrücke — aber wenn wir es auch nicht so benennen können, so liegen doch alle unsere intensivsten Werthungen gleichsam auf dem Wege nach diesem Namen hin. Denn schließlich ist er nur ein Symbol für die Thatfache, die eine primitivere Menschheit noch ganz kindlich anschaut: daß wir nämlich in unserm höchsten Erleben uns an dem Weh und den Wonnen des Daseins weit über uns selbst hinaus steigern — weit — wohin? In etwas, das uns gar nicht hoch genug über allem liegen kann. Auch „Gott“ ist nur ein letzter Accent auf diesem Erleben.

Meine Zeitgedichte.

Mittheilung von Hermann Kollek.

I.

Das satfam bekannte Wort von der „Garstigkeit“ des politischen Liedes theilt das Schicksal anderer eingelebter Aussprüche, daß sie nämlich nur in gewissem Sinne Wahrworte sind. Jedes vernünftige Wort gilt jedenfalls dann, wenn der poetische Gehalt hinter der Tendenz zurücksteht, so daß naturgemäß eine Verstimmung eintritt. Ist jedoch die Deckung von Form und dichterischem Inhalt getroffen und entsprechend hervorgekehrt, so kann man gewiß von einer Berechtigung der politischen Lyrik sprechen; und ist ein Lied dieser Art auch sangbar, so paßt wohl meine Strophe, die 1848 und weiteres das Mannheimer „Deutsche Volksgefangbuch“ am Titel trug:

Ich weiß, wir werden durch das Lied
Die Freiheit nicht erlangen,
Doch in des Volkes Seele zieht
Der Muth auf Liedeschwingen!

Und so hielt ich es unentwegt in dieser Sache, die mir eine Herzensache war, und von der ich nicht abließ, wenn es mir auch Anfeindung, Ungemach und Zwiespalt brachte, wie mir z. B. ein verehrter, vielbekannter Dichter und Freund einmal Folgendes schrieb:

Treuer Kollek! sanfter Dichter!
Lieblich sind die Lieder dein,
Singest du von Flur und Hain.
Ueberlass' der Völkertreiber
Schlechten Rath und schlechten Richter
Dem prosaischen Zeitungschreiber, —
Sing' du der Natur allein!

Weinsberg, 6. October 1846.

Zustimm's Kerker.

Dagegen hat mir Ernst Moriz Arndt, den ich kurze Zeit vorher in Bonn besucht hatte, am 18. September 1846 beherrend geschrieben:

„Freundlichsten Wunsch für alles muthige jugendliche Streben!“

Unter meinen — neben vielen anderen — veröffentlichten zahlreichen politischen Gedichten, von welchen der gewissenhaft-objective Heinrich Kurz im 4. Band seines großen Werkes „Geschichte der deutschen Literatur“ (Leipzig 1872), Seite 222 sagt:

„Die Freiheitsgeänge bilden eine ganze Geschichte seit dem Jahre 1842 bis zur neueren Zeit. Erreicht ist in denselben die Klarheit und Bestimmtheit der darin ausgesprochenen Ideen.“

finden sich einzelne, die geradezu eingriffen in die Zeit und daher nicht weiter unbeachtet verloren gehen sollten.

Vielleicht ist es nun — da die Ausgabe einer Sammlung dieser meiner Gedichte in einem Bande noch auf sich warten lassen wird — an der Zeit und nicht ohne Interesse, hier vorerst wenigstens eine Uebersicht meiner politischen Lieder (im Sinne des genannten Literatur-Historikers) zu geben, und zwar bis in die Gegenwart fortgesetzt, in welcher ich — als jetzt Achtzigjähriger — noch ungebeugt „singend und ringend“, nach Möglichkeit zu wirken suche.

1841 bereits brachte Witthauers „Wiener Zeitschrift“, das damals bedeutendste Blatt Wiens, mein Gedicht „Hermanns-Deukmal“, einen Aufruf für das entstehende Deukmal im Teutoburgewald, mit der Strophe:

Und schon seh' ich es prangen das Deukmal, das ihr baut,
Wie's in die Erde wurzelt, wie es zum Himmel schaut,
Wie es das Bild des Helden, der einst so kühn gestrebt,
Euch reinigend und einend, zum Himmel hoch erhebt!

1842 erschienen meine „Liederkränze“, in welchen das Lied „Dämmerung“ die Verse enthält:

Der Menschheit Geistesgluthen
Entsannst schon leises Licht...

Daneben stehen, in dem Gedicht „Gebet“ enthalten, die Strophen:

Herr! und daß ich, Liederjungend,
Zubehnd zieh' durch deine Welt,
Daß mir oft — nach Freiheit ringend —
Manch ein lautes Wort gefallt,
Herr! das hat dich nie verdrossen!
Und dies bisschen Freiheitslust
Halt du mir ja selbst gegossen
Liebend einst in meine Brust!

1843 stand in der Leipziger Zeitschrift „Der Pilot“ von Friedrich Sals mein zwanzigstrophiges Gedicht „Neueste Geschichte“, mit der Anfangsstrophe:

Als in den Anstagen
Paris in Flammen stand,
Da hat der Brand geschlagen
Weit in das deutsche Land.

1845 war in der Hamburger Monatschrift „Die Werkstatt“ von Georg Schirges, im zweiten Heft, mein „Handwerkerlied“ abgedruckt, mit der Anfangsstrophe:

Uns wecket zu Mühsal, Sorg' und Flag'
Des Morgens Aufersteh'n,
Doch, wenn verglüht der heiße Tag,
Dann lassen wir des Lebens Flag'
In Niedern untergeh'n.

1846 erschienen bei Ruden in Jena meine allgemein warm als „Völkerschaft“ begrüßten „Frühlingsboten aus Desterreich“, welches in Desterreich bald verbottene Buch in der Uebersetzung „Freie Klänge“ die Gedichte enthält: Neue Weise, Aufschwung, Alarm, Neue Waffen, Es wird ein Tag erscheinen, Gruß aus Desterreich, Metternichs-Binde u. s. w. Schon die Ueberschriften deuten den Inhalt an.

In demselben Jahre erschien in dem „Geniever Wochenblatt“ mein Gedicht „Die neue Kirche“, welchem schon mein, auch in Dullers „Gesangbuch“ aufgenommenes „Deutschkatholisches Reformationssied“, in Einzelausgabe, vorausgegangen war.

Auch mein „Wanderbuch eines Wiener Boeten“ („Lyrisches Wanderbuch“) erschien — zu Frankfurt a. M. — in diesem Jahre, und es enthält daselbe zum größten Theil politische Gedichte. Aus dem Eingangsgebidht sei hier die Strophe angeführt:

Ich hab' mir genug gesehen
Deine Schmach, o Vaterland,
Nun will ich als Pilger gehen,
Singend durch Stadt und Land.
Ich will es in Lieder bringen,
Was deinen Jammer schuf,
Und will es dir liebend singen
Als Auferweckungsruuf!

(Die in Wien beschlagnahmten Exemplare dieses streng verboten gewesenen Buches wurden im „Laurenzer-Gebäude“ dajelbst — dem Sitz der damaligen Censurbehörde — officiell verbrannt!)